

Sind Frauen humaner als Männer? : Notizen zum Aggressionstabu der Frau

Autor(en): **Rufer, Beatriz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **6 (1986)**

Heft 12

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zumachen, in der Kindheit eingeübt — das erst wäre, individuell und 'links', *Autonomie*.

Der 'Moralist' vereinzelt sich; eine gleichfalls widersprüchliche Lage, wie wohl nicht erst begründet werden muss. Und eine Bewährungsprobe für linke Moral ist, wie und ob es Einzelnen gelingt — auch Einzelnen auf der anderen Seite, den 'Gegnerfreunden' — diese Widersprüche auszuhalten und in sich zu schlichten: ohne Kapitulation vor dem historisch Bösen, aber auch ohne Verzicht auf differenzierendes Bewusstsein und Einfühlung. Ja: ob wir uns ein Stück 'aufmerksamer Rücksichtnahme' auf andere erhalten, mag auch im historischen Konfliktfall mit zur Bewährungsprobe unserer Moral gehören.

- * Diese Notiz 'Über linke Moral' von Peter Brückner ist entnommen seiner Aufsatzsammlung: Vom unversöhnlichen Frieden. Aufsätze zur politischen Kultur und Moral. Verlag Klaus Wagenbach Berlin 1984. Wir danken dem Verlag für den Wiederabdruck.

Beatriz Rufer

Sind Frauen humaner als Männer?

Notizen zum Aggressionstabu der Frau

*Eine freie Frau in einer unfreien Gesellschaft
wird zu einem Monstrum.*

A. Carter

Als Frau über Moral zu schreiben, ist bereits ein Übergriff, ist von Anfang an schon unmoralisch. Was herrschende Moral ist, bestimmt in unserer Kulturgeellschaft der Mann, Frauen haben einfach moralisch zu sein. Gefühlsvoll dient die Frau immer noch der Männer-Moral. Daher schafft schon die Tatsache, als Frau zu schreiben, schlechtes Gewissen. Satz für Satz muss ich gegen das Privileg der Männer ankämpfen, um nicht mehr bloss deren Ergänzung zu maskieren, und gegen die tiefsitzende Scham, mich als Frau immer wieder kulturlos und sprachlos zu erfahren.

Für viele Feministinnen wird die Erkenntnis immer wichtiger, dass eine der Biologie nachgezeichnete Trennung des Menschen in ein spezifisch „männliches und weibliches“ Wesen im Kern schon die Diskriminierung durch die patriarchalische Kultur festschreibt: als „defektes“ Wesen wird die Frau zum blossen „Negativ“ des Mannes (Schlesier 1981). Mit Simone de Beauvoir und anderen halte ich daran fest, dass die Verschiedenheit der Geschlechter auf unterschiedliche Sozialisationen zurückzuführen ist. Es ist die Sozialwissenschaftlerin Frigga Haug (1983), die die Sozialisationsthese im Zusammenhang mit Fragen der Moral diskutiert hat. Meine folgenden Notizen knüpfen daran an.

Im herrschenden Moralbegriff findet Haug die gängige Geschlechterspaltung wieder. Es handelt sich nicht um zwei verschiedene Moralsysteme, sondern um die Tatsache, dass die alltäglichen Werte der Männer-Moral für die Frau etwas anderes bedeuten als für den Mann. Bei ihm kreist moralisches Verhalten um Geld und Besitz, Politik und Macht, bei der Frau um Körper und Gefühle. Er verliert seine Unschuld bei der vertraulichen Einweihung ins verantwortungsvolle Berufsgeheimnis und Finanzgeschäft; sie ihre Unschuld mit dem Beginn ihrer sexuellen Erfahrungen. Andererseits erlauben es diese Werte auch, in gewissen Fällen gleichsam die Geschlechterrollen auswechselbar zu halten. Auch darin ist die Männermoral wesentlich auf Korruption angelegt, und, wie wir wissen, sind Frauen in Identifikation mit Männer-Macht davor nicht gefeit (1).

*

Versuchen wir dazu einige Autorinnen zu diskutieren, die sich verdienstvoll dem Thema der Moral gestellt haben. Die Entwicklungspsychologin Carol Gilligan hält in ihrem bekannten Buch „Die andere Stimme“ (1982) an einer für Mann und Frau „natürlicherweise“ verschiedenen Moralvorstellung fest. Ihr Anliegen, eine Entwicklungspsychologie der „weiblichen Moral“ wissenschaftlich auszuweisen und sie als „gleichwertig“ und „wertneutral“ derjenigen des Mannes gleichzustellen, macht neugierig. Bisherige Moralkonzeptionen entlarvt sie als männerzentrierte Sichtweise, die ausschliesslich anhand von empirischen Untersuchungen mit Jungen erstellt worden sind (Kohlberg, Piaget). Sie selber kommt dabei zum Schluss, dass Frauen einer Ethik der „Anteilnahme“, des „Nährens“ und der „Fürsorge“ verpflichtet sind. Demnach entscheiden sich Frauen in Konfliktsituationen zugunsten der „Beziehung“ und gegen den persönlichen Erfolg oder die Karriere. „Pflichterfüllung und Opferbereitschaft wiegen schwerer als das Ideal der Gleichberechtigung“ (S. 83). Darin sieht Gilligan auch ihre Überzeugung begründet, dass eine Ethik der Frauen zu einer „gewaltfreieren“ und „reiferen“ Einstellung im Leben führe, in ihr die „Grenzen von Autonomie und Herrschaft“ wären (210), womit diese Ethik für die Garantie des Friedens wegweisend sein könnte. Die Herausbildung der verschiedenen Moralen erklärt Gilligan mit den unterschiedlichen Entwicklungen: das Mädchen bleibt in enger „Bindung“ zur Mutter, der Junge dagegen „trennt“ sich von ihr. Deswegen führt nach Gilligan die Entwicklung in der Adoleszenz beim Mädchen vorwiegend zum Erleben von „Intimität“, beim Jungen hingegen zur „Identität“; im Erwachsenenleben zur Erfahrung von „Liebe“ bei der Frau, zum Bedürfnis nach „Arbeit“ beim Mann. Gilligan, die in ihrer breitfinanzierten Forschung nur „überdurchschnittlich intelligente Kinder“ und nur Erwachsene aus der Klasse der „Hochgebildeten“ (Gilligan) analysiert, bekennt Farbe spätestens dann, wenn sie ihr Frauenbild präsentiert. Die Frau figuriert als intaktes Wesen, als eine Idealfrau, die nur noch um ihre Gleichwertigkeit besorgt ist, von den weltweiten Demütigungen sexistischer Gewaltherrschaft aber unbetroffen ist. Der Emanzipationsanspruch ist wissenschaftlich wegdefiniert, die „Wertneutralität“ gerät ins Wanken. Der alltägliche Beziehungs- und Handlungsbereich

wird der Beziehungsfrage untergeordnet. Gilligans „Ethik des Nährens, der Verantwortung und der Zuwendung“ gilt, wie könnte es anders sein, dem Ehe-Mann und den eigenen Kindern. Beziehungen von Frauen untereinander werden nicht untersucht, obwohl hier „männliche“ Rivalitätskämpfe die „weibliche“ Fürsorge rasch untergraben. Und, was nicht mehr überrascht, das Aggressionsproblem der Frau wird heruntergespielt und für einen Irrtum gehalten, der einer Männersicht entspringt. Dieses Thema ist in wenigen Zeilen abgetan: „Geschlechtsunterschiede im Hinblick auf Aggression werden gewöhnlich interpretiert, indem man die männliche Reaktion zur Norm erhebt, sodass die fehlende Aggression bei Frauen als das zu erklärende Problem erscheint.“ (S. 58). In einer „höher entwickelten Lebensweise“ löse bei Frauen die „Einsicht in die Notwendigkeit der Verbundenheit“ den „Glauben an die Wirksamkeit der Aggression“ ab. (S. 65) Wo im Titel „Die andere Stimme“ noch vielversprechend an die Radikalität des „Andern Geschlechts“ (Simone de Beauvoir) erinnert wird, tabuisiert Gilligan die gewalttätige Realität für die Frauen und tröstet diese mit der verklärten Figur der hingebungsvollen Dulderin unter dem dornigen Heiligenschein. Sie kokettiert mit der Frage: Sind Frauen moralisch nicht doch bessere Menschen als der Mann? Und führt denn eine besondere Begabung der Frau zum Frieden nicht zu einer aktuellen Variante des Mythos Frau? Gilligans zweidimensionales Entwicklungskonzept der Moral gesteht nicht nur dem Mann kritiklos ein „natürliches“ Monopol über die Aggression zu, was dessen Gewaltakte von Natur aus immer schon relativiert, sondern sie verweist darin die Frauen der Unter- und Mittelschichten deutlich auf ihre primäre Rolle als Hausfrau und Mutter. Ist denn die Befreiung der Frau von den Klassengrenzen und Frauenrollen zu schaffen, ohne dabei das Gebot „weiblicher“ Fürsorge und Zuwendung zu verletzen? Im Entwicklungskonzept von Gilligan sind vor allem Proletarierinnen und Frauen aus den Unterschichten chancenlos. Sie sind es aber gerade, die in ihrer Lebenssituation am massivsten mit der Gewalttätigkeit konfrontiert sind und so gerade der Fürsorglichkeit und Zuwendung, der Solidarität auch von seiten der Männer bedürften, geraten sie doch in ihrer Emanzipation nicht nur in den Verruf des Klassenverrats, sondern haben überdies den Frauenverrat zu verkraften, den Bruch mit dem patriarchalen Frauenschicksal (Frauen Grundstudium 1984).

*

Einige Verwirrung stiftet in letzter Zeit die Konzeption eines „humaneren“ Überblicks der Frau, wie sie die engagierte Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich in die Diskussion gebracht hat. Zwar vertritt Mitscherlich in ihrem Buch „Die friedfertige Frau“ (1985) die Sozialisationsthese auch und knüpft an der feministischen Kritik der Freudschen Konstruktion der Weiblichkeit an. Derzufolge stützt sich Freud darin allzusehr bloss auf die „mangelhafte“ Anatomie der Frau und lässt die soziokulturellen und ökonomischen Ursachen weiblichen Verhaltens ausser acht (S. 20, 21, 143 etc.). Ebenso ist Mitscherlich zuzustimmen, dass Frauen nicht weniger aggressiv sind als Männer, aber anders als diese mit ihren Aggressionen umgehen. Mitscherlich's Konzept des

„humaneren“ Über-Ichs lässt jedoch viele Fragen offen, bzw. stiftet Missverständnisse, die nicht unproblematisch sind. Mit der Konzeption des „humaneren“ Überichs versucht Mitscherlich offensichtlich, die Differenzen zwischen Frau und Mann im Umgang mit Aggressionen psychoanalytisch zu erhellen. Damit „soll die grössere Objektbezogenheit es der Frau eher ermöglichen, ein weniger rigides, weniger gefühlsabwehrendes Überich aufzubauen und eine Moral zu entwickeln, die liebevoller, beweglicher und humaner ist als die des Mannes, kein ‚schwaches‘, sondern ein anderes, mehr auf die Erhaltung der Beziehung zu nahestehenden Menschen bezogenes Überich.“ (S. 158). Das „humanere“ Überich bleibt so Teil des Drei-Instanzen-Modells (Strukturtheorie) Freuds, was letztlich nichts anderes bedeutet, als dass die Andersartigkeit der Frau wieder auf deren „anatomisches Schicksal“ zurückgeführt wird, verläuft doch die Herausbildung des Überichs nach Freud den anatomischen Unterschieden entsprechend beim Jungen gerade anders als beim Mädchen. Weil das Mädchen keinen Penis besitzt, wird es nicht von der Kastrationsangst bedroht wie der Junge, sondern „nur“ von der schwächeren Angst vor Liebesverlust. Demnach sieht sich das Mädchen nicht im gleichen Masse genötigt, die autoritativen Gebote und Verbote der Eltern etc. zu verinnerlichen, ihm wird ein „schwaches“ Überich zugeschrieben. Hier setzt Mitscherlich an und, so ist zu vermuten, wandelt das „schwache“ in ein „anderes“, ein „humaneres“ um, weil die Angst vor Liebesverlust nach Freud zu grösserer „Objektbezogenheit“ führt (S. 157). Dies bedeutet dann für Mitscherlich: „Wenn auch die Angst vor Liebesverlust die oft fatale Anpassungsneigung der Frau fördert, so fördert auch das offen gezeigte Bedürfnis, geliebt zu werden, die Humanität der Menschen mehr, als die auf Männlichkeit zentrierte narzisstische Orientierung des Mannes“ (S. 159).

Nun wäre es zu einfach zu sagen, Mitscherlich mache aus der Not eine Tugend. Es drängt sich aber unter anderem die Frage auf, ob die doch wohl anerzogene „grössere Objektbezogenheit“ der Frau (Liebesfähigkeit, Einfühlungsvermögen, Opferbereitschaft, Toleranz und die Neigung, Aggressionen nicht immer auf andere abzuschieben) sich mit ihrem Machtzugewinn beziehungsweise öffentlicher Anerkennung oder Prestigegewinn noch erhält. Mit andern Worten: ob sie dann noch humaner sich verhält, wenn sie es nicht mehr sein muss. Und: Wie weist sich diese besondere Art „Humanität“ – über das Bedürfnis, geliebt zu werden, hinaus – praktisch denn aus? Inwiefern ist diese Humanität gefeit vor männlich identifizierten Frauenkarrieren und Anpassung an politische Machtverhältnisse? Wie kommt die Frau dazu, mit dem doch gerade auf „grösserer Objektbezogenheit“ basierenden „humaneren“ Überich sich dem Zwang zur Anpassung zu widersetzen, „eigene Wertsysteme zu entwickeln und zu verteidigen“ (S. 159)? Diese Fragen ziehen weitere nach sich, weil Mitscherlich an diesen Stellen unklar bleibt. Mitscherlich, so scheint es, setzt bei den Frauen ein Selbstvertrauen voraus, das sie meistens noch gar nicht besitzen und in ihrem langwierigen Emanzipationsprozess erst noch gewinnen müssen. Es kommt unversehens ein Frauen-Bonus ins Spiel, der falsche Hoffnungen schürt. So ist denn das sklavisches Verhalten der Frau, ihre Unterwürfigkeit, nicht nur in ihrer Angst vor Liebesverlust begründet. In einer patriarchal-kapitalistischen Gesellschaft, in der der Frau Sta-

tus und Prestige von Beginn an über den Vater und den Ehemann zuerkannt wird, ist für die Frau z.B. bei einer Trennung über die übliche materielle Benachteiligung hinaus eine schwere Selbstentwertung programmiert. Denn ohne Mann sind die meisten Frauen in unserer Gesellschaft immer noch sozial geächtet (2).

Einen weiteren Aspekt gibt es zu bedenken: Mit dem „humaneren“ Überich der Frau wird der Mann indirekt als ein Mensch zurechtdefiniert, der mit einem weniger humanen Überich ausgestattet ist. Damit werden erneut Missverständnisse möglich. Von vornherein kann sich der Mann vom Schuldgefühl für seine Gewaltakte und Destruktivität entlastet sehen. Ebenso sieht er sich, zumindest begrifflich, diskreditiert und praktisch in seinem Bemühen gehemmt, die Destruktivität seiner Moral und Politik abzubauen. Statt die durch die Sozialisation verursachte Spaltung zwischen den Geschlechtern aufzuheben, wird die Kluft zwischen Mann und Frau erneut vertieft. Frauen haben mit dem Umgang ihrer aggressiv-expansiven Wünsche und Bedürfnisse noch wenig Erfahrungen machen können; die meisten haben sie noch gar nicht in sich entdeckt, da diese dem Gefühlsrepertoire des Mannes zugeschrieben sind. Obschon Mitscherlich selbst die Frauen immer wieder dazu auffordert, zu ihren Aggressionen zu stehen und kämpferisch zu sein, wird die ansozialisierte Fähigkeit der Frau zu „grösserer Objektbezogenheit“ zum Hemmschuh in der Überwindung der ihr seit Jahrhunderten auferlegten Kulturbarrieren. Denn im „humaneren“ Überich erstarrt die Sozialisation der Frau, die es gerade aufzubrechen gilt, zu ihrer zweiten Natur. Die Frau ist aber immer noch fundamental in der Situation der Verletzung und Ausbeutung. Für sie führt die Aufforderung Mitscherlich's, kämpferisch-aggressiv zu sein und gleichzeitig liebevoll-tolerant, erneut in die Sackgasse des alten Aggressionstabus. Mitscherlich's Aufruf an die Frauen: seid endlich aggressiv, aber bleibt friedfertig, muss diese in ihrem alltäglichen Kampf um Emanzipation blockieren.

*

Nichtprivilegierte Frauen bezahlen die Versöhnlichkeit mit der Verdrängung ihres aggressiven und kreativen Potentials teuer. Nicht selten werden sie entweder krank oder dämpfen sich ein umgängliches Leben mit Hilfe von Alkohol und Tabletten an – zum Wohle auch der Pharmaindustrie. Hinter der Maske eines Mona-Lisa-Lächelns tobt der Vulkan unterdrückter, ätzender Wut: ihr sonderbares Geheimnis, welches, wenn überhaupt, jahrelang nicht gelüftet werden kann. Die Liebesfähigkeit der Frau verkommt zu einer hündischen Demuthaltung, in der weder Würde noch Lebensstärke möglich sind, wird sie doch auch noch zum Spielball ihrer eigenen Schuld- und Schamgefühle. Diese Gefühle, die inneren Trabanten der herrschenden Moral, lernt die Frau schon als kleines Mädchenkennen, bevor seine Denkfähigkeit ausgebildet ist. Als übermächtige Gefühle werden sie auch von den Erwachsenen erlebt, „fahren sie ein“. Sie gelten den frühen autoritären Instanzen der Eltern oder irgendeiner gottähnlichen Figur. So verhindern sie nicht nur jede Aggressionslust, sondern blockieren lebendige Gefühle zu sich selbst und zum Mitmen-

schen. Im Toben bricht die Aggression gewaltsam durch das Bollwerk von Schuld und Scham, um in der anschliessenden Erschöpfung die Frau noch nackter, noch gebrochener auf sich selbst zurückzuwerfen: einmal mehr hat die Frau versagt – ein grausamer, selbstzerstörerischer Ablauf, der sich immer wiederholt.

Es ist für Frauen schwierig zu durchschauen, dass die Gründe ihrer Schuld- und Schamgefühle auf der Seite des Aggressors zu suchen sind. Ergeben sie sich jenen fraglos, dann kämpfen sie gemeinsam mit diesem gegen sich selbst. Ohne es zu merken, beuten sie sich selbst aus. Als Schuld- und Schamleichen können Frauen politisch weder einen privaten noch öffentlichen Kampf ausfechten: Frauen müssen aus ihrem Engelszustand der Unschuld heraustreten, ihre "Schwäche" als Pendant zur "Stärke" einer Männlichkeit erkennen und sie nicht mehr als weibliche Tugend verkaufen. Wir Frauen stehen vor der schwierigen Aufgabe, uns a-moralisch den eigenen Gewalt- und Machtphantasien zu stellen, statt uns krank oder heilig machen zu lassen. Es bleibt uns Frauen meistens nur die Wahl, entweder als Leidende, oder als Märtyrerin im Gefängnis der Tugend langsam kaputtzugehen. Die Frau, die sich diesem Dilemma zu entziehen versucht, riskiert als "Mannweib", "phallische Frau", "dumme Gans" oder als "Emanze" bis hin zur "Terroristin" – im Alltag zwar öfters den "Liebes"-Verlust, aber ihr Selbstgefühl kann auf einem anderen Fundament besser gedeihen (3).

*

Es ist Sade, welcher sich von der Frau als der personifizierten Tugend provozieren liess. Angela Carter hat in ihrem Buch "Sexualität ist Macht" (1981) die Sadeschen literarischen Figuren, die tugendhafte Justine und deren Gegenspielerin Juliette untersucht. Bei Sade's Beschreibung extremster Perversionen zeigt sich in Justine die leere Formelhaftigkeit eines zum blossen Selbstzweck verkommenen tugendhaften Verhaltens. So zum Beispiel im "Liebesspiel Kapp-das-Tau", wo Sade Justine die Gelegenheit gibt, ihren Peiniger und Folterer zu töten, den sie als Mörder zahlreicher Menschen, darunter ihrer besten Freundin, kennt und in ihm ihren Mörder sehen muss: obschon er am Galgen hängt und sich onanierend Lust verschafft, während sie langsam die Schlinge zuzieht, schneidet sie knapp vor dem Orgasmus das Seil durch und rettet ihn – worauf er sie in die Leichengrube wirft und krepieren lässt. Justine demonstriert dem Täter seine absolute Grausamkeit vor und sich selbst ihre eigene absolute Tugendhaftigkeit. Indem sie die Tugend allein für sich beansprucht, sich nicht einen Augenblick lang Gedanken macht über die Macht, die sie in den Händen hat, um ihr Leben zu retten, will sie sich ihre reinen Hände nicht beschmutzen. Lieber reizt sie den Täter, macht sie ihn wild, um ihn einen Augenblick lang menschlicher erscheinen zu lassen als sein Opfer: er bietet ihr die Möglichkeit an, sich selbst zu retten, wenn sie bereit ist, wie er "Böses" zu tun. Sie dagegen sieht sich gezwungen, klare Grenzen zu ziehen und ihn das Reich der Tugend nicht betreten zu lassen.

Dies ist der stumme, sublime Sadismus des nur gespielt wehrlosen Opfers, der tugendhaften Frau, die gar nicht will, sich wehren zu können,

weil das bedeuten könnte, selbst gewalttätig zu werden. Im duldsamen Ertragen aller Grausamkeiten zeigt sich Justine diesen ebenso gleichgültig wie der Täter: obwohl sie könnte, kämpft sie nicht. Ihre Tugend ist leer, sie existiert allein im Kontrast zum Täter, als dessen Ergänzung, sie ist reine Farce. Die Gefühle und die Gehirnzellen der Justine sind besetzt von der bürgerlichen Dreieinigkeit: Tugend, Scham und Schuld. Ohne scheinbar zu wissen, wie und wo Frau Gutes tut, bleibt ihr nurmehr der zweifelhafte Triumph, ein besserer Mensch zu sein. Endgültig, wenn auch unfreiwillig, macht Sade transparent, was die Tugendfrau ist: eine Konstruktion der männlichen Phantasie, deren Sklavenmoral er braucht und deren moralischen Sadismus er zwar hasst, um den er aber in seiner Destruktivität nicht herumkommt (4).

*

Mit Sade stellt sich die Frage, wie Pornographie und sexueller Sadomasochismus zu verorten sei. Befürworter der Pornographie und auch des sexuellen Sadomasochismus weisen immer wieder auf deren befreiende, enthemmende und grenzüberschreitende (z.B. Bataille) Auswirkung hin. Beim Studium einschlägiger Literatur wird deutlich, um wessen Befreiung und um die Befreiung wovon es geht. Die Geschichte der Pornographie und des sexuellen Sadomasochismus stellt ein Geschlechterverhältnis zur Schau, in dem die Polarisierung auf die äusserste Grenze getrieben wird, dahin nämlich, wo der Objektstatus der Frau ihren Höhepunkt erreicht, wo ein entseelter und entgeistigter Körper nur noch dem männlichen Zweck der Reizsteigerung dient, bis hin zur Folterung und Tötung, falls dies das Lusterleben des Mannes nötig macht.

In all den Geschichten ist von vornherein klar, wer Regie führt: "Eine Gesellschaft, in der die Männer dominieren, bringt eine von universeller weiblicher Gefügigkeit geprägte Pornographie hervor oder, köstlichster aller Kitzel, eine Pornographie kompensatorischer (doch bloss vorgetäuschter) weiblicher Dominanz" (Carter, 1981, S. 31). Wo der Mann sich selbst auf Gottähnlichkeit ausdehnen kann, wo er sich als Verwalter über Leben und Tod inszeniert, wird mit einer Frau gerechnet, die psychisch kaltgestellt, auf ein Nichts reduziert ist. Dass Frauen mitphantasieren, mitfühlen, mitspielen ist nicht neu; es war schon immer das Problem der Frau, sich wertlos und inexistent zu fühlen, wenn sie nicht gebraucht oder eben ausgebeutet wurde. Ihr Sklavenverhalten zeigt bloss die Verinnerlichung der alltäglichen Realität der Frau auf, in einer patriarchalischen Gesellschaft erst mit der Anerkennung durch den Mann zu einer gesellschaftlichen Identität zu kommen, überhaupt erst als geachteter und würdevoller Mensch anerkannt zu werden. Dass Frauen dabei das sexuelle Begehren des Mannes mit Anerkennung verwechseln, dass Gewaltanwendung am eigenen Körper ihnen als Bestätigung besonderer Leidenschaft erscheint, ist mit ein attraktives Moment dieses Arrangements: Frauen sollen sich selbst als gefügiges Objekt präsentieren, sie sollen ihren von jeder Selbstbestimmung losgesagten Körper dem Mann feilbieten, um so ihrem Schicksal treu zu bleiben und nur noch im Schmerz des Schlages "eigenes" Leben erfahren zu können. Im sadomasochistischen Ritual wird die ver-

gewaltigte Wirklichkeit der Frau als bloße Spielart einer "Sexualität" kommerzialisiert: verkauft wird ihr totales Abhängigsein vom Mann.

Nach der Psychoanalytikerin Jessica Benjamin (1985) wurzelt der sexuelle Sadomasochismus für beide Geschlechter im frühkindlichen Erleben der Mutter als einer nicht-autonomen Person. Um ein Mann, ein Subjekt werden zu können, weist der Knabe die mütterliche Fürsorge zurück, er will nicht werden "wie diese da". Darum ist er in der Begegnung mit der Frau später im Konflikt zwischen seinem Bedürfnis nach Anerkennung und der Notwendigkeit nach Abgrenzung gefangen. Er ist ständig darum bemüht, seine Autonomie nicht zu verlieren und gleichzeitig aus seinem starren Abgrenzungspanzer auszubrechen, um doch zu Anerkennung zu kommen, und wenn's sein muss mit Gewalt. Es ist das "Gewaltspiel" des Mächtigeren, der seine Abhängigkeit kontrollieren und verleugnen muss. Nach Benjamin liegt die Lösung dieses Konflikts in der Utopie eines "ganzheitlichen Selbst", "in dem die gegensätzlichen Strebungen nach Anerkennung und Abgrenzung aufgehoben sind." (S. 113) Benjamin expliziert den Begriff des "ganzheitlichen Selbst" nicht weiter, sie unterlässt es auch anzudeuten, wie man sich dieses "Selbst" erwirbt, es bleibt mystisch. Benjamin hat sich in ihrer Analyse vorwiegend mit dem männlichen Part identifiziert. So war es ihr möglich, mit viel Empathie die problematische Situation des Sadisten zu erhellen. Leider gelingt es aber auch ihr am Schluss nicht ganz, aus der Rolle der einfühlsamen Psychoanalytikerin zu treten. Begriffe wie "Abgrenzung" (das Bedürfnis nach Autonomie) und "Anerkennung" (das Bedürfnis nach Bestätigung) bleiben bis am Schluss Gegensätze und darin einer männlichen Sichtweise verhaftet. Denn das herrschende Abgrenzungs- oder Autonomieverständnis ist von der Angst des Mannes diktiert, in der Hingabe an die Frau seine Kontrolle und damit seine Macht über sie zu verlieren. Auf keinen Fall darf er zu ihrem Objekt werden. So kann er schwer verstehen, dass im Prozess der Autonomie Abgrenzung (individuelle Freiheit) und Anerkennung (persönliche und gesellschaftliche Abhängigkeiten) dialektisch miteinander verschränkt sind. Eine Freiheit, die ihr konkretes Abhängigsein verkennt und verleugnet, bleibt abstrakt und ist darin dem männlichen Machtstreben und der sadistischen Machtlust ausgesetzt. Die autistische und sadistisch-masochistische Macht-Freiheit braucht zu ihrer Machterhaltung und Befriedigung bewusstloses 'Menschenmaterial'. Ohne Diskriminierung und Ausbeutung anderer kommt diese Machtpolitik nicht aus. Die Sadeschen Libertins, alles Grundbesitzer, Bankiers, Erzbischöfe etc. nutzen zur Sicherung ihres Lebensgefühls und zur Festigung des im 17. Jahrhundert bedrohten Landadels die Wehrlosigkeit weiblicher und männlicher Leibeigener, Frauen und Männer des städtischen und ländlichen Subproletariats skrupellos aus.

Nach diesen Überlegungen wird deutlich, dass Pornographie und sexueller Sadomasochismus im Kern reaktionär sind, weil sie der Herrschaftssicherung des Mannes gegenüber der Frau dienen, aber auch gegen Frauen und Männer der Unterschichten gerichtet sind. Um die Ursachen der Unterdrückung von oben zu verdunkeln, wird die gezielte Aggression, die den Machthabern gelten würde, in Sadomasochismus und in der Pornographie sexualisiert und in die Schlafzimmer verbannt. Was dem einzelnen Mann in seinem Hinterstüb-

chen so einmalig erscheinen mag, sein besonderer Männlichkeitsausweis im Durchbruch zur sexuellen Gewalt, ist bloss ewige Wiederholung einer Kollektivphantasie, ist bei aller Strafandrohung längst manipulierte und kulturell tolerierte Gewalt-Freiheit gegen Frauen, welche erst noch die Kassen der Pornoindustrie zum Klingen bringt. "Weiblich" spielt dabei immer den Part des Schwächeren, je nach Konstellation kann es auch ein Mann sein. Und immer ist dabei der Schwächere der Unmoralische, es sei denn, er unterwerfe sich blind der Sklavenmoral (5).

*

Jacquelyn Dowd Hall illustriert diese Zusammenhänge in ihrem Aufsatz 'Das Bewusstsein, das in jedem Körper brennt' (1985) über die Verbindung zwischen Lynchen und Vergewaltigen besonders prägnant: Eine weisse Frau, die mit einem schwarzen Mann schläft, ist eine Hure. Ein weisser Mann, der mit einer schwarzen Frau schläft, ist in Ordnung. Ein weisser Mann, der eine schwarze Frau vergewaltigt, ist auch in Ordnung. Ein schwarzer Mann, der eine weisse Frau begehrt, nicht vergewaltigt, wird unter Umständen vom weissen Mann gelyncht. Mit andern Worten: Die weisse Frau muss vom weissen Mann vor der männlichen schwarzen Bestie geschützt werden und eine schwarze Frau dagegen "will ohnehin immer", es ist nie "gegen ihren Willen" geschehen. Der Kampf der weissen Frau in den USA gegen das paternalistische Ritterlichkeitsgebarren und später, zusammen mit schwarzen Frauen, gegen das rassistische Überlegenheitsgefühl des weissen Mannes vermochte diesem Faustrecht langsam ein Ende zu setzen. Die erst nach dem 2. Weltkrieg gesetzlich endgültig verbotene Lynch-"justiz" lebt in der Privilegierung weisser Vergewaltiger an den Gerichtshöfen weiter.

Und in der Schweiz? Hier erfreut sich der biedere Schweizermann bei der immer noch straflosen Vergewaltigung in der Ehe rechtens seiner männlichen Vorrechte oder er beteiligt sich am äusserst rentablen Sexgeschäft, oder am Frauensklavenhandel mit der Dritten Welt – und lässt den Ausländerdreck rausschaffen, wenn Ausländer und Ausländerinnen für die Drecksarbeit in der Schweiz gerade nicht mehr gebraucht werden.

In den Fragen der Moral steht demnach, soviel kann festgehalten werden, das herrschende Geschlechterverhältnis Modell für andere Formen von Unterdrückung. Moral ist nicht nur zweigeschlechtlich, das heisst sexistisch, wie Frigga Haug schrieb, sie ist auch rassistisch und antisemitisch, wie sich anhand des wertvollen Dokumentationsmaterials von Klaus Theweleit (1977) leicht zeigen lässt.

Die Reduktion von Frau und Mann auf ihre biologische Verschiedenheit findet in der Institution der Ehe, der patriarchalen Symbiose schlechthin, ihre ausgeprägteste Verwirklichung. Sie verkürzt die Möglichkeiten vielfältiger Dialektik in der Begegnung zwischen Frau und Mann auf den platten Dualismus. Gegenwärtig bleibt den Frauen, solche Zusammenhänge aufzudecken und zu erkennen, um aus der daraus gewonnenen Kraft handelnd die Polaritäten zwischen Frau und Mann auszuhöhlen und damit die Wirk-

lichkeit der Männermoral allmählich zu verändern. Mit dieser Moral, der Zuhälterin der Machthaber, die mit subtilen und schmierigen Dienstleistungen den Zusammenhalt der Machtverhältnisse weiterhin funktionieren lässt, muss Schritt um Schritt gebrochen werden. Dies setzt voraus, dass immer mehr Frauen aus Dornröschens Tugendschlaf, diesem Stupor aus Scham und Schuld, erwachen und aktiv in ihre Existenz treten. Daran gehindert werden Frauen durch Tendenzen eines Luxusfeminismus, in denen die Aggressionsfrage relativiert und die fundamentale Verletzung sowie die gesellschaftliche Ausbeutung der Frau übersehen werden. Illusionen des "Mythos Frau" kehren darin wieder zurück – im Dienste des patriarchal-verfestigten Schicksals Frau.

ANMERKUNGEN

- 1) Als nationales Paradebeispiel für Identifikation mit Männer-Macht von seiten der Frauen und ihren Machtphantasien kann Bundesrätin E. Kopp gelten, die kürzlich verlautbarte liess: "Die Gleichberechtigung ist dann verwirklicht, wenn alle hier im Saal der Meinung sind, dass es überhaupt keine Rolle spiele, ob der Bundesrat nun aus sieben Frauen oder sieben Männern bestehe." (Tages-Anzeiger v. 21.11.86) Aufgehoben im "Kollegialitätsprinzip" des Bundesrates betreibt sie unter anderm die Erhöhung des Rentenalters der Frauen in der Schweiz von 62 auf 63 Jahre und die beschämende Ausschaffungspolitik gegen die Flüchtlinge in unserm Lande.
- 2) Am härtesten wird dies zum Beispiel von Türkinnen und Kurdinnen erfahren. In ihrer Heimat werden sie verfolgt wegen "Unterstützung der politischen Aktivitäten" ihrer Ehemänner; und wenn sie auf der Flucht sind, sind sie ohne ihre Ehemänner recht- und schutzlos, ohne Chance auf Asylrecht, etwa in der Schweiz. Denn: "Die Fürsorge ist nach dem Prinzip der Familieneinheit aufgebaut. Fürsorgeempfänger ist das Familienoberhaupt, in der Regel der Mann." W. Schmid, Dir. d. Schweiz. Zentrale f. Flüchtlingshilfe. (T.A. v. 1.12.86 'Zwischen den Kulturen fühlst Du Dich als Frau ganz unten')
- 3) Wie riskant es für Frauen ist, über Fragen der Gewalt öffentlich nachzudenken, zeigen die Reaktionen der Kirchenorganisationen, der Presse und deren Leserschaft auf den Brief an Ulrike Meinhof von Reinhild Trautler (in: Neue Wege, Nr. 9/ 1986). Für NZZ-Rechtsstaatter Müller u. Co. lässt sich leichter über nachdenkliche und engagierte Frauen herfallen (NZZ 4.11.86 u. 28.11.86) als über die Basler Chemie-Gewaltigen Moret u. Co., an deren Kriminalität gegenüber Natur, Bevölkerung und der Dritten Welt sie selbst partizipieren. Leider gelten unter anderm immer noch die Sätze von Ulrike Meinhof: "Nicht Napalmbomben auf Frauen, Kinder und Greise abzuwerfen, . . . ist kriminell, sondern dagegen zu protestieren. Nicht die Zerstörung lebenswichtiger Ernten . . . ist kriminell, sondern der Protest dagegen."
- 4) An dieser Stelle ist auf eine Feststellung von Frigga Haug zurückzukommen: "Dass wir annehmen, dass die Männer aus höheren Prinzipien morden können, während wir Frauen selber das Leben schützen – auch dieser Gedanke ein Effekt zweigeschlechtlicher Moral." (In: Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch. Das Argument 141, 1983). Damit wird noch keineswegs männliche Destruktivität erklärt, sondern der Effekt einer Produktions- und Kriegskultur beziehungsweise ihrer Herrschaftsmoral hervorgehoben. Ein Beispiel unter vielen: Am 4.12.86 knallt der Amokläufer Delgado in Bogota 27 Menschen nieder, darunter seine Mutter. Bei dieser AP-Meldung geriet vor allem die NZZ wieder einmal in Informationsnot: Sie verschweigt, dass der Amokläufer ein Vietnam-Veteran gewesen ist (NZZ 6.12.86).
- 5) Vgl. Friedrich Nietzsche, der neben der "Herren-Moral" in der "Skaven-Moral" seine Verachtung der Juden, Frauen und Arbeiter als Schwache und Kranke durch-

gängig rechtfertigt und damit dem Antisemitismus, Sexismus und Rassismus der Nationalsozialisten vorgearbeitet hat. So in: 'Jenseits von Gut und Böse' und in: 'Zur Genealogie der Moral', Band 2, 1977. "Leben selbst ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung —," (S. 729) " . . . und wieviel 'Sklave' ist zum Beispiel jetzt noch im Weibe rückständig!" (S. 734)

LITERATUR

- Benjamin, Jessica, 1985: Herrschaft-Knechtschaft. Die Phantasie von der erotischen Unterwerfung. In: Suitow/ Stansell/ Thompson (Hg.): Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA. Berlin.
- Bock, Gisela, 1979: Frauen und ihre Arbeit im Nationalsozialismus. In: A. Kuhn (Hg.): Frauen in der Geschichte. Düsseldorf
- Carter, Angela, 1981: Sexualität ist Macht. Die Frau bei de Sade. Hamburg.
- Dinnerstein, Dorothy, 1979: Das Arrangement der Geschlechter. Stuttgart.
- Frauen Grundstudium, 1984: Frauen und Moral. Studienhefte SH 61 Argument Berlin.
- Gilligan, Carol, 1982: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frauen. München-Zürich.
- Hall, Jacquelyn Dowd, 1985: Das Bewusstsein, das in jedem Körper brennt. Frauen, Vergewaltigung und Rassengewalt, In: Die Politik des Begehrens. a.a.O.
- Haug, Frigga, 1983: Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch. In: Das Argument 141, Berlin.
- Mitscherlich, Margarete, 1985: Die friedfertige Frau. Frankfurt.
- Nadig, Maya, 1984: 'Weiblichkeit' als Kulturbarrriere. In: Frau — Realität und Utopie. Zürich.
- Nietzsche, Friedrich, 1977, Werke in drei Bänden. München.
- Rufer, Beatriz, 1985: Wie Feministinnen um das Subjekt Frau kämpfen. In: Widerspruch 10/1985.
- Schlesier, Renate, 1981: Konstruktionen der Weiblichkeit bei S. Freud. Frankfurt.
- Schmidt-Waldherr, Hiltraud, 1984: Frauen im Nationalsozialismus. In: Frauen Macht. Konkursbuch 12. Tübingen.
- Theweleit, Klaus, 1977: Männerphantasien. 2 Bde. Frankfurt.
- Treusch-Dieter, Gerburg, 1984: Ferner als die Antike. Machtform und Mythisierung der Frau im Nationalsozialismus und Faschismus. In: Frauen Macht. Konkursbuch 12. Tübingen.
- Wartmann, Brigitte, 1984: Bürgerliche Moral versus Feminismus. In: Frauen Macht. Konkursbuch 12. Tübingen.